

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Grau ist der Abend in der Eisenbahn.

Von Paul Jech.

Der Fernzug war überfüllt. Alle Abteile von Klasse zwei bis drei prahlten den Raum vierfach belegt. Die Arbeiterwagen, achtmal überfrachtet, walzten die Achsen platt. Ich sah aus der Zeitung: das heute Sonnabend war. Und entschloß mich für die Vorortbahn. Sie stand auf dem anderen Bahnsteig bereit.

Ein Fensterplatz war noch frei.

Mir gegenüber saß eine ältere Dame und interessierte sich lebhaft für ihre Schinkenbrötchen. Zwischendurch las sie in einem Buch. Daß des Verfassers Name nicht der meine war, freute mich. Ältere Damen, die meine Bücher nicht lesen, sind mir immer sympathisch. Wünschte ich, daß sie nach dem Schinkenbrötchen eine Zigarette rauchen würde, böte ich ihr eine an. Aber aus der fabelhaft blanken Packtasche holte sie ein neues Paket Brötchen. Diese knusprig weißen Backwerke dufteten zur Abwechslung nach Käse.

In den Raupausen erledigten die runden blauen Augen abermals zwei Kapitel Roman. Die Geschichte schien sich jener Gefühlsgröße zu nähern, wo zwei Figuren sich entweder küssen oder ein tiefes Wasser, bewacht von einer bösen Nonne, zwischen sich legen.

In diesem Roman, der, dem Titel nach, von der göttlichen Courths-Mahler hätte sein können, schien der endliche Kuß den Ausgang zu beschließen. Die Dame vergaß nämlich fünf Minuten lang das Weiterkaufen. Dann sah sie mich eine Weile an, auf meine Finger mit schwarzen Nagelrändern hinab — und ah entrüstet das Brötchen auf.

Den Vergleich mit dem Helden des Romans, fühlte ich, habe ich nicht ausgehalten.

Helden der Courths-Mahler waren in meinem Spiegel allerdings nie real. Daß ich damit aber älteren Damen irgendein Vergernis sein könnte, erfuhr ich erst in dieser Sekunde. Denn mit lang gespitztem Zeigefinger wies mein Gegenüber auf das Schild: „Rauchen verboten!“

(Ich habe vergessen zu bemerken: daß ich mit einer dreiviertel noch brennenden Zigarre das Abteil betrat, sie, bis ich meinen Handkoffer verstaute hatte, auf den schmalen Fensterbord legte und nicht hindern konnte, daß die dünne Kautschuklinie des Rauches in gottwohlgefälliger Kurve der älteren Dame Gesicht traf. Dieses nahm mit entsprechenden Organen das Brandopfer nicht ungnädig auf. Leises Bibirren der Nasenflügel verriet nämlich: Ah . . . ganz wie bei meinem seligen Mann . . .)

Und auf einmal diese Gendarmenstrenge?!

Ich wollte mich gerade mit einer sauber gewählten Entschuldigungsformel rehabilitieren: da erschien der Herr Revisor.

Mit einem individuell gezogenen Strich bestätigte er Karte um Karte.

Die ältere Dame mir gegenüber aber meinte: „Ich bin doch hier in einem Nichtraucher-Abteil, Herr . . .?“

„Sehr wohl, meine Dame. Aber darf ich um die Fahrkarte bitten?“

„Dann schützen Sie mich vor den Belästigungen dieses Herrn!“ Der Herr Revisor prüfte mich durch und durch . . . wir sahen uns an und sahen die Dame an.

Die war gerade dabei, den Roman noch einmal von vorn an zu lesen. Was mich veranlaßte, zu glauben, daß er wohl doch nicht von der Courths-Mahler oder so sein konnte.

Der Herr Revisor bestand auf der Fahrkarte.

Die ältere Dame, ganz entrüstet, erhob sich, schlug das Buch zu, verstaute es in der Manteltasche, rückte den Keiserhut zurecht, zog die Bildledernen über Diamant und Platin, setzte sich wieder und konzentrierte ihr Gehirn auf meinen Handkoffer.

Der Herr Revisor zum dritten Male: „Bitte, die Fahrkarte!“

Die ältere Dame mir gegenüber so herzhaft erstaunt: „Aber ich habe sie Ihnen doch eben gereicht . . . noch vor diesem Herrn da, dem Sie noch immer nicht verboten haben zu rauchen!“

Nun war die dreiviertel Zigarre von meinen Stiefeln schon längst zu Staub zermahlen, und meine Monatskarte hatte der Revisor gar nicht beachtet. Was wohl verständlich sein dürfte, wenn man jeden Tag zweimal auf dieser Strecke fährt und mindestens dreimal denselben Revisor trifft. Gegen solcherlei stummes Ueberkommen dürfte noch der Verein gegen das Bestechungswesen nicht fehlen können.

Der Herr Revisor ist wirklich ein redlicher Kerl und mit beneidenswerten Nerven ausgestattet.

Daß er sich der älteren Dame mir gegenüber nun um einen Schritt näherte und die Hand energischer reckte, war gewiß kein Grund, die Notbremse zu ziehen.

Das tat zwar die ältere Dame mir gegenüber auch nicht — aber das Abteil geriet doch in eine gewisse Aufregung, als sie mit astmatisch pustendem Lärm nacheinander alle Taschen umkehrte, die Bildledernen auszog und wieder überstreifte, den Keiserhut geraderückte und den Roman zum dritten Male aufschlug . . .

Zum Glück bremste der Zug, mit schwarzer Schrift auf weißen Tafeln sagte sich die Station an und parierte den Stoß der Bremsen. Das Abteil regte sich auf, vier Personen stiegen aus, niemand ein. Mir gegenüber, wo die ältere Dame gesessen hatte, lag neben Haufen Stullenpapier eine Karte dritter Klasse.

Der Herr Revisor, der aus dem letzten Abteil zurückkam und die Dame suchte, hob die hier unstatthafte Karte auf und lächelte.

Der Mann an der Sperre, das wußte er, vollzog das Urteil, das zu sprechen ihm leider genommen war.

Das wenigstens lag in seinem Blick, der grüßend mich traf, da die Bremsen sich wieder lockerten und die Station nach rückwärts rollte.

Nun war ich ganz allein in dem Abteil.

Neben mir lagen ein paar Zeitungen und ein illustriertes Blatt. Ich hätte das lesen können, vielleicht auch eine Zigarette dabei rauchen dürfen . . . (denn wer hätte das wohl jetzt verbieten wollen?) . . . und die Beine auf das Polster gegenüber werfen mögen.

Da ich aber doch den Fensterplatz hatte und die Sonne sich rebliche Mühe gab, die Landschaft hell und weit zu machen, war das Näherliegende: daß ich hinausfah.

Die Häuserreihen wurden immer dünner, bald legte sich dazwischen, eine Brücke zeigte Wasser, aus Fabriken stöhnte Rauch und wies auf ein paar frech aufgemachte Landhäuser. Dann kam wieder etwas Wald. Und schließlich ein Feld.

Da die Felder der Mark hauptsächlich Kartoffeln die Nahrung geben, zartes, weißes Mehl anzusetzen, mußte auf diesem vorbeigedrehten Ackerstück wohl auch die Kartoffel die Frucht sein, die man erntete.

Auf diesem Feld aber bräunte nicht nur Kartoffelkraut; zwischen den umgelegten Strüngen knieten abwechselnd Frauen und Kinder. Wie von dem Sand aufgeworfen statt Stein und Schleen.

Die Frauengesichter hatten zweifellos etwas Sandiges, will sagen: eine aus Grau in Grau rinnende Haut. Nur die Lächer über den Haaren hatten etwas wild Schweifendes mit blauen oder roten Flecken. Und die Kinder lachten nach jedem Hieb der Hacke das Blaue vom Himmel. Weil wie Sterntaler die Kartoffeln fielen und sich gern sammeln ließen.

Etwas weiter auf dem Feld standen Säcke schön in Reih und Glied, und die Männer, die immer neue auffüllten, zergliederten gerade den Lieferungsvertrag, ob er nicht eine Lücke hatte, einen Leuerungszuschlag durchschlüpfen zu lassen.

Höhere Löhne in den Fabriken, höhere Bewertung der Felder.

Ein ganz einfaches Rechengempele.

Man sage nur nicht, daß in den Dorfschulen . . .

Ra, und so weiter.

Eins ergibt eben immer das andere.

Und was auch erklären dürfte, daß nach dem Kartoffelfeld zur Abwechslung ein Obstgarten kam.

Es waren aber weder Birnen, noch Äpfel, noch Pflaumen mehr auf den Bäumen. Dafür jedoch fuhr ein Mann mit einem kreiten weißen Pinsel die Stämme hinauf und die Stämme hinunter und gab ihnen so einen Begriff von künftigen Schneewehen.

Dazu jagten sich zwei Hunde und hoben zwischendurch an einem frischen weißen Baum das Bein.

Das mußte den Mann, der die Bäume so sauber anstrich, wohl geärgert haben. Kurz und gut: er hob entschlossen den Eimer Kalk bis zur Brust empor und schüttete ihn in einem prachtvollen Bogen über die Hunde aus.

Da lag es nun wie ein Stück Winter auf der Erde und seitwärts ins Kraut von Brombeeren retteten sich zwei stattdische Weißfüchse.

Ich mußte dabei an den Pelz der älteren Dame denken, die mir vor wenigen Minuten noch gegenüber gesessen hatte.

Das war zwar keiner von einem Weißfuchs, aber die Wandlung von Rot in Weiß hätte meinen Wünschen näher gelegen, als nun den Hund in die Belohnung zu gönnen.

Eigentlich war der Mann fertig mit seiner Arbeit, die Bäume zu halbieren. Er sah darum auch in die Sonne empor.

An solchen Spätherbsttagen hat die Sonne immer etwas Feierliches. Und spart nicht mit Gold und Rubin. Häuser, Bäume, Menschen und selbst das Wasser greifen danach und vergessen für Augenblicke, daß dieses Zeitalter die Goldwährung verworfen hat.

Die Dächer, die jetzt wieder häufiger kommen, feuern das Gold in Häufen wieder zu den Fenstern hinaus: wie gewonnen, so zerronnen!

Meine Augen schmerzen davon. Es ist auch zwecklos, jetzt aus dem Fenster zu schauen. Denn die Wiesen sind da und spreiten die Nebeltücher.

„Grau ist der Abend in der Eisenbahn!“

Wenn ich den Dichter um diesen Vers beneide, soll das eben nicht heißen, daß er die Feder in die richtige Tinte getaucht hat.

Denn das wäre etwas Handwerkliches.

Richtig vielmehr ist: wenn die ältere Dame mir jetzt noch immer gegenüberfährt und mit einer korrekten Fahrkarte und den Roman lesend bis zu jener Stelle, wo sich zwei Küsse oder voneinander scheiden müssen: wünschte ich mir, dieses Buch geschrieben zu haben. Denn weshalb soll ich so tun, als wenn und als ob?!

Es bleibt doch dabei:

„Grau ist der Abend in der Eisenbahn!“

Inzwischen hielt der Zug.

Es war die Endstation.

Bis zu meiner Wohnung dehnt sich noch eine halbe Stunde Chaussee.

Der Fernzug hätte mir das erspart.

Und dem Leser diese Betrachtung.

Dafür aber scheint jetzt der Mond.

Und die Bäume rauchen.

Was ihnen in Preußen oder irgendwo niemand wird verbieten können.

Das ist ja die Hauptsache.

## Herbstlaub.

Von Johann Charlet.

Der Herbst hält seinen Einzug. Die Sonne, die vor wenigen Wochen noch glütige Strahlen herabsandte, hat an Kraft verloren. Mild leuchtet sie jetzt, und gelbliches Licht stutet auf die Erde nieder. Oft ziehen des morgens dichte Nebelschleier über das Land, die die Sonne häufig nicht meistern kann, so daß sie als graues Volkentuch emporsteigen und das Himmelslicht verhängen. So manchen Vogel, der sich noch vor kurzem bei uns heimisch fühlte, vermissen wir jetzt. Er ist dorthin gezogen, wo auch jetzt noch die Sonne mit wärmeren Strahlen die Erde begrüßt. Am auffallendsten ist jedoch die Veränderung, die der Herbst an den Laubpflanzen verursacht. Sehen wir durch die Parkanlagen in den Straßen oder durch die Wälder vor den Toren, dann sehen wir, wie die einzelnen Laubblätter sich verfärben, wie gelbe und braune Flecke sich auf der Blattoberfläche ausbreiten und das Grün mehr und mehr verdrängen, bis das ganze Blatt gefärbt erscheint.

Hermann Vöns, der große Naturbeobachter, schildert in unvergleichlicher Schönheit die Verfärbung des Laubs im Herbst. „Der Herbst, der rote Mörder, segnete ihre Blätter mit seiner Bluthand und benedelte ihr Laub mit seinen Mörderaugen; da verloren sie ihre grüne Kraft und ihr frisches Leben, welkten und verdorrten. Sie starben einen schönen Tod, einen Tod voller Glanz und Pracht; im lachenden Benz ihrer Jugend und im prangenden Sommer ihrer Pracht waren sie nicht so herrlich geschmückt, wie in dem Sterbekleide, das der Herbst ihnen gab.“

Betrachten wir die Verfärbung des Laubs im Herbst von der wissenschaftlichen Seite, so finden wir, daß sie auf mannigfache Ursachen zurückzuführen ist. Die grüne Farbe der Blätter beruht auf dem Blattgrün (Chlorophyll), das in Gestalt von kleinen Körnchen in den einzelnen Zellen des Blattes liegt und von dem Eiweiß (Protoplasma) der Blattzellen umgeben ist. Wirken Säuren auf das Blattgrün ein, so zerlegen sie es. Die in dem Zellsaft der Pflanzen stets enthaltenen Säuren der verschiedensten Art können auf das Blattgrün nicht einwirken, solange das Blatt lebt. Vor dem Abfall im Herbst wird das Eiweiß der Blattzellen jedoch widerstandlos; die Säuren des Zellsaftes gelangen jetzt zu dem Blattgrün und zerlegen es, wodurch die Blätter braun gefärbt werden.

Eine andere Ursache der Herbstfärbung ist das Abwandern eines Teils des Blattgrüns aus den Blättern in die übrigen Teile der Pflanze. Das Blattgrün besteht aus einem gelben Farbstoff (Xanthophyll) und einem blauen Farbstoff (Cyanophyll), die beide zusammengemischt das Grün ergeben. Der blaurote Anteil wandert nun im Herbst aus den Blättern zurück, während der gelbe in ihnen verbleibt. Dadurch bekommen die Blätter eine gelbe Farbe. Beide Ursachen zusammen verleihen den Blättern die verschiedensten Farbtöne. Da die Verfärbung nicht bei allen Blättern derselben Pflanze in gleichem Maße fortschreitet, und da sie nicht bei allen Pflanzen eines Laubholzbestandes zu gleicher Zeit einsetzt, entstehen die prächtigen abwechslungsreichen Farbmischungen, die uns jede Gehölzgruppe im Herbst bietet.

Durch das Zurückziehen des blauen Farbstoffes aus den Blättern verfährt die Pflanze äußerst wirtschaftlich mit ihren Baustoffen. Denn diese Anteile des Blattgrüns enthalten Stickstoff und Magnesium, die für die Pflanze schwer zu beschaffen sind; sie verbleiben ihr also. Die gelben Anteile bestehen nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, die der Pflanze jederzeit wieder zur Verfügung stehen; es bedeutet deshalb für diese keinen großen Verlust, wenn sie verloren gehen.

Die völlig vergilbten und welken Blätter lockern sich von ihrem Sproßverband und werden vom Herbstwind zur Erde gewirbelt. Hier verwesen sie und liefern der Pflanze wieder nützliche Stoffe zu ihrem Aufbau. Die Blätter sterben wohl, aber die Pflanze bleibt am Leben, und der Tod der Blätter ist nötig, um die Pflanze zu erhalten. Denn würden die Blätter auch während der Winterzeit grün am Baum und Strauch hängen bleiben, dann würden sie Wasser verdunsten, das die Pflanze dem gefrorenen Boden nicht entnehmen kann: die Folge wäre, daß die Pflanze vertrocknen müßte. Wir sehen also, daß der Herbst durchaus nicht die Jahreszeit alles Sterbens und Vergehens ist. Die Pflanzen als Ganzes leben weiter, und wichtige Umwandlungen gehen in ihnen vor, damit das neue Leben erstehen kann, sobald der Benzeshauch wieder über das Land weht.

## Der politische Massenmord.

Von Herbert Heiland.

Es ist bekannt, daß die Tötung der Kriegsgefangenen in den Anfängen der uns zugänglichen griechischen Geschichte allgemein üblich war. In keinem Zeitalter — das der Kreuzzüge nicht ausgenommen — sind Kriege nur um geistige Interessen geführt worden. Sie entstehen bei nomadischeren Völkern als Kampf um den besseren Weideplatz, als Ringen um die bald wieder aufzugebene Nahrungsstätte, bei den sesshaft gewordenen als Kampf um die Vergrößerung des Ackerlandes, in beiden Fällen aus wirtschaftlichen Ursachen. Auch die Kriege der Gegenwart sind nichts anderes als auf Gewalt gestützte Versuche, wirtschaftlichen Besitzansprüchen Genüge zu tun. Die primitive Denkweise unentwickelter Völker vermag erst bei der Zerstörung feindlicher Wohnsitze, bei der Ausrottung feindlicher Bevölkerung Genugtuung zu empfinden.

Erst das spätere Altertum, das in seiner wirtschaftlichen Organisation auf der Arbeit von Sklaven beruht, setzt an die Stelle der Tötung von Kriegsgefangenen ihre wirtschaftliche Ausbeutung. Zwar war die Stellung der Sklaven in Rom eine weniger misshandelt als in Athen; aber hier wie dort war der Sklave „Sache“, persönliches Eigentum seines Besitzers. Diese „Humanisierung“ in der Denkweise von Völkern, die auf eine höhere Kulturstufe gelangt sind, hat freilich nicht verhindert, daß sie und da Rückschlüsse in die alte Mentalität erfolgt sind. Wir erinnern an den Kampf um die Vorherrschaft im Mittelmeer, der über ein Jahrhundert lang zwischen Rom und Karthago tobte. Karthago ward zerstört. Kein Stein blieb auf dem anderen. Die wenigen Überlebenden stürzten sich in die Flammen des brennenden Aeskulaptempels. Scipio, der siegreiche Feldherr, soll sich beim Anblick der niedergebrannten Stadt des Falles und der Zerstörung Trojas erinnert haben.

Das also ist die ursprünglichste Form des politischen Massenmordes: Vernichtung fremder Nationen oder Volksteile. Wir nennen es „Mord“. Vergangene Jahrhunderte fanden es natürlich und angemessen. Unser Empfinden scheint sich also verfeinert zu haben. Und dennoch: aus der Ausrottung feindlicher Völker ward die Vernichtung von verwandten Stämmen der gleichen Nation, von verwandten Volksteilen gleicher Abstammung. In dem Dreißigjährigen Kriege Karls des Großen gegen die Sachsen wurden zu Verden an der Aller 4500 „Auffständische“ an einem Tage hingerichtet.

Siebenhundert Jahre später bildet das in Kleinstaaterei verfallene Italien den Herd politischer Mordtaten auch großen Stils. Die einzelnen Stände befehdeten sich bis zur Vernichtung. Im Bürgerkrieg wird die letzte Form des politischen Massenmordes geboren. Machiavelli, der florentinische Staatsmann, dessen „Buch vom Fürsten“ eine Widerpiegelung der politischen Praxis seiner Zeit darstellt, empfiehlt sie in gewissen Fällen geradezu. „Alle Verletzungen anderer“, sagt er, „müssen auf einmal geschehen, damit sie weniger Überdacht und besprochen und weniger tief gefühlt werden.“ Wenden wir unseren Blick nach Frankreich, das in kurzem Zeitraum zu Duzenden von Malen von der Furie des Bürgerkriegs durchbraut worden ist. Die hugenottischen Kriege haben dieses Land über dreißig Jahre lang heimgejagt. In der Nacht vom 24. zum 25. August 1572 — das furchtbare Ereignis jährt sich also in diesen Tagen zum 350. Male — begann in Paris die Niedermetzelung Tausender von hugenottischen. Dieser von einer Medici (das italienische Beispiel) inszenierte Massenmord fand in allen Provinzen Frankreichs seine Wiederholung. Und es ist schwer zu schätzen, wieviele Menschen um ihrer religiösen und auch um ihrer politischen Ueberzeugung willen — denn auch die hugenottischen Kriege waren nicht nur Religionskriege — haben den Tod erleiden müssen. Die französische Nation gibt überhaupt ein treffliches Beispiel dafür, wie ausgewählte Volksteile sich auszuwirken vermögen. Der seit der Quillotinerung Ludwigs XVI. Frankreich durchtobende „Schrecken“ hat unzählige Menschenopfer gefordert. Erst nach der Hinrichtung Robespierres fand Frankreich langsam Ruhe — wenn auch nicht auf lange Zeit.

Eine Serie von Mordtaten hat das politische Leben Deutschlands erschüttert. Und es scheint, als sei das Zeitalter gewalttätiger Auseinandersetzungen noch nicht vorüber. Recht und Gewalt sind Begriffe, die sich oft nicht decken. Wir erleben das deutlich in unseren Tagen. Klasse steht gegen Klasse. Die organisierte Arbeiterschaft hat bis auf wenige Splitter (Richtung Moskau) die Gewalt abgelehnt. Noch ist in Deutschland kein Nationalistenblut geflossen. „Die Arbeiterschaft hat in den bitteren Tagen, wo das Chaos über uns hinwegging, keinem, der der alten Staatsform treugeblieben ist, auch nur ein Haar gekrümmt,“ sagte Wirth unter lebhafter Zustimmung der sozialistischen Parteien im Reichstage. Aber „in den Tiefen gärt ein Vulkan“, so hieß es auch. Die Provokationen von seiten rechtsgerichteter Kreise nehmen kein Ende. Das Recht ist auf seiten der Republikaner. Sie werden zeigen müssen, daß ihnen auch die Nacht gehört. Das bedeutet nicht Bürgerkrieg und nicht Massenmord, der Schuldige und Unschuldige — die Geschichte lehrt es — vernichtet. Das bedeutet nichts anderes als Justizreform. Aber das Gespenst des Bürgerkrieges geht um in Deutschland, und heraufbeschworen haben es die, die nichts sehnlicher wünschen als das Chaos.

## Kunstglas.

Von Ruhe!

Nicht viel mehr als zehn Minuten hinter Oberschreiberhau, mitten im Tannenhochwald, neben einem teuren Hotel und nächst einer Schnurgerade vom Berg herunterkommenden Rodelbahn für den Wintersport hat sich eine Arbeitsstätte seit nun bald einem Jahrhundert festgewurzelt, die ein ganz eigenes Stück deutscher Arbeitskultur darstellt — die Josefinenhütte. Nebenbei: hier in dieser Gegend gehört alles dem Grafen Schaffgotsch; überall stehen Warnungstafeln: „Die Verunreinigung des herrschaftlichen Waldes ist verboten!“

Die Herstellung des Kunstglases, der gefärbten, geschliffenen und gemalten Tisch- und Schmuckgläser erfolgt reiflos in allen Stadien durch qualifizierte Handarbeit.

Verwundert steht du im Zubereitungsraum der Glasmasse. Rund herum an der Mauer große Holzstößen; sie sehen aus wie Futterkästen im Pferdestall. Feiner, gewaschener, weißer Sand, klumpiger Salpeter, rote Mennige, auch weißpulveriges Arsenik, genug, um ganze Provinzen zu vergiften, Farben usw. usw. werden hier aufbewahrt. In Holzmulden mit Traggelassen, gleich unseren Maurer-Mörtelkästen, werden die Pulverchen mit großen Holzstößeln gemischt. Das Verhältnis der einzelnen Materialien zueinander ist das ängstlich gehütete Fabrikgeheimnis.

Die fertige Mischung wird in feuerfeste zylindrische Tontöpfe geschüttet. (Es gingen sicher 30 Liter Zitronenlimonade hinein.) Der niedrige runde Ofen in weiter Halle faßt wohl ein Duzend Glashäfen. Hier kommt dem Rohmaterial — dem Sand usw. — böses Feuer unter die Beine, so bleibt ihm nichts anderes übrig: es schmilzt.

Um den Ringofen herum führt ein breiter Tritt mit Geländeraufbauten, die Werkzeugständer und Arbeitsstützpunkte darstellen. Vor jedem Glashafen, vor weißglühendem Ofenrachen steht ein Arbeiter, der Geselle, der Künstler (wie sich mancher nicht ungern nennen läßt). Junge Kerlchen, noch Schuljungen gesicht, sind die Adjutanten.

Nun beginnt ein närrischer Spul. An Stangen, ähnlich dem Billardqueue, aber hohl, wird ein Klümpchen Glas aus dem Hafen geholt. Ein Wunder: Glas ist nicht spröde, durchsichtig, hart, es ist rötlichweißglühender Kitt, es ist Bäckerteig und Seifenblase zugleich, es ist nur nicht zu raten, ihn anzufassen. Mit der Schere werden ihm überflüssige Zipfel abgeschnitten, ein Lufthauch durch das unaufföhrlich flink gedrehte Blasrohr, die „Pfeife“, vergrößert das Bällchen, ein leicht angelegtes Werkzeugholz deutet erste Formung an. In aufklappbaren hölzernen Modellkästen wird sie durch den Druck des Atmens vollendet. Dabei wandert das ewig tanzende Werkstück hin und wieder ins Feuer zurück, es werden ihm Stücke angeklebt und andere abgelappt, es wechselt vom Gehilfen zum Lehrlingen, bis, dennoch wie Zauberer, ein schönes Glas entstanden ist.

Das rohfertige Kunstglas steigt zur Abkühlung erneut in mächtig erhitzte Ofen. Von ihnen aus geht es in die Hand der Fertigmacher, der Schleifer. Sie schneiden scharfe Ränder, sie schleifen, zu Duzenden eng beieinander sitzend, vor starr rotierenden Scheiben von unterschiedlichster Größe und Randgestaltung, unterstützt durch ständig rieselnden Wasser-Sandstrahl, die schönsten Formen und Schmückungen. Nur flüchtig werden die Musterungen auf dem noch glatten Glase vorgezeichnet, dennoch löst sich die Fläche bald in rhytmische Fierlinien auf.

Im Säurebad — nicht nur an der harten Holzschelbe — poliert sich der Schliff, durch Bemalung und nochmalige Ofenkur sehen sich Farben auf dem Glase fest; von der Mithilfe des Feuers abgesehen, ist die Leistung — ausschließlich Handarbeit — vollbracht.

Die Josefinenhütte hat natürlich rasend zu tun; die böhmische Glasindustrie im jungen tschechoslowakischen Staat, nur zwei Wegstunden von ihr entfernt, läßt einen Ofen nach dem anderen verlöschen. Eine tschechische Krone gilt 45 Mark, dennoch übersiedeln die Arbeiter nach Deutschland, zur schlechteren Valuta; sie wollen im „Sieger“-Staat nicht umkommen.

Das deutsche Kunstglas reißt in die ganze Welt, weder Baccarat noch sonstige ausländische Produktionsstätten des Edelglases ver-

mögen es daran zu hindern; die billige Papiermark siegt. (Sie wird dennoch verlieren!)

Es gibt in der Josefinenhütte keinen unorganisierten Arbeiter, fast sämtlich sind sie auch Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei. So rundet sich auch dies Bild unserer Zeit: Der Herr ist ein schlesischer Magnat, seine Arbeiter sind Gewerkschafter und Sozialdemokraten, die Leistung ihrer Hände glihert und leuchtet auf den gedeckten Tafeln reicher Leute der alten und neuen Welt, und dennoch langt der Wochenlohn nicht für einen Sonntagsanzug.

Wer schafft das Gold zutage . . . ?

## Strindbergs Zimmer.

Von Ortrud Freye.

Es sind jetzt zwölf Jahre her, daß Schweden seinen größten Dichter verlor. Und es sind sieben Jahre her, daß man im Stockholmer „Nordischen Museum“ ein „Strindberg-Museum“ eingerichtet hat.

Dieses „Museum“ beschränkt sich auf einen kleinen, halbdunklen Kellerraum, das Arbeitszimmer Strindbergs, und einen daran anschließenden größeren, die Bibliothek mit dem „Sternquader“.

Das Arbeitszimmer ist unverändert, alles an seinem Platze geblieben, wie es Strindberg bei seinem Tode verlassen. In diesem Zimmer hat er seine letzten vier Jahre zugebracht, die Jahre, die er trotz Enttäuschungen, Mißerfolgen und Krankheit zu den besten und glücklichsten seines Lebens rechnete. Hier endlich hatte er das Gefühl, den Rest seines Lebens ungestört verbringen zu können. Niemand machte hier Ansprüche an ihn, von seiner dritten und letzten Frau war er getrennt, und sein Zimmer hatte das Gute, für Betöstigung und Bedienung mit einem im Hause befindlichen Pensionat in Verbindung zu stehen. Hier fühlte er sich wohl und ruhig. Ja, in diesem Zimmer, das er den „Blauen Turm“ nannte, hatte er sich noch einmal als Sechzigjähriger mit einem ganz jungen Mädchen auf drei Tage verlobt. Ein bescheidenes, einfaches Zimmer, lang, schmal und klein. Aber Strindberg machte nicht große Ansprüche. Den einzigen Luxus bildete ein einfacher Diwan mit einem kleinen, runden Tischchen. Wenn man bedenkt, welche Leiden er auf diesem Diwan ausgestanden, wieviel peinvolle, schlaflose Nächte, kann man auch dieses Lager kaum als Luxus bezeichnen. Ein Schreibtisch, klein und bescheiden und von einer erstaunlichen Ordnung, wie sie immer bei Strindberg geherrscht hat. Auch hier auf seinem Schreibtisch ist nichts angerührt worden. Sogar die Asche von seiner letzten Zigarre liegt noch im Aschbecher. Bleistift ist an Bleistift gereiht, wohl acht an Zahl, fein wie mit der Maschine angepößt und der Größe nach geordnet. Sogar der kleinste, 3 Zentimeter lang, hat noch eine saubere Spitze. Daneben liegen fast ebenso viele Federhalter, in Reih und Glied. Strindberg war äußerst sparsam und bei all seiner Großzügigkeit in manchen Dingen pedantisch. Kein Schmuck oder Wertgegenstand auf dem Schreibtisch, nur eine rahmenlose Photographie seiner kleinen Lieblingsdchter, das Kind seiner dritten Frau. Neben dem Tintensatz zwei Flaschen mit Pulver, mit dem er wohl seine häufigen Schmerzen zu stillen versucht hat. Ueber dem Schreibtisch ein kleines Schränkchen, das er den „Giftschrank“ genannt hatte. An der Tür sein Telefon, daneben ein Register mit Namen und Nummern derjenigen, die gerade bei ihm in Gnade standen. In großen Buchstaben steht man dem Namen seines Freundes Falck. An den Wänden Regale mit Nachschlagewerken, Weltgeschichte, Meyer.

Hier in diesem Zimmer hat er gelebt und gearbeitet, gedacht und gelitten. Von diesem Zimmer aus hat er die Huldigungen der Arbeiter- und Studentenschaft zu seinem sechzigsten Geburtstag entgegengenommen. Es war für ihn ein Freudentag! Aber bald war auch dieser Tag vergessen, und mit ihm Strindberg.

Weiter gearbeitet, tagaus, tagein Gratisartikel für die „Abendzeitung“ und den „Sozialdemokraten“ verfaßt, dabei geschrieben wie gestochen — das war sein Leben. Weiter gearbeitet und gewartet auf Erfolg, gehofft auf den Nobelpreis — vergebens! Aber es kam der „Nobelpreis“, eine Nationalversammlung, die er an die Armen verstreute, an „seine Leute“, die er immer geliebt hatte. Bis zum Tode hatte er das reiche Bürgerium und wollte nicht einmal zwischen den Reichen begraben sein.

Zuletzt war er körperlich gebrochen. Zu den Qualen, die er sich, wie kein anderer Mensch auf Erden, selbst bereitete, kamen fürchterliche Körperschmerzen. Noch einmal ein Aufflackern, entsacht durch den Besuch seines großen „deutschen Freundes“ Professor Ludwig Schleich, der ihn nach Berlin mitnehmen wollte, um die Zeiten des „Schwarzen Ferkels“ aufzufrischen. Aber Strindbergs Kraft war zu Ende. Er verließ den „Blauen Turm“ nicht mehr. Bis man ihn an einem strahlenden Waisontag herausholte, früh am Morgen, wie er es gewollt hatte.

Sein ganzes Leben war ein unendliches Leid gewesen. Es endete auch mit gräßlichen Qualen.

Die Zwietracht schlingt mit Schlangenanmen die Todesackel ohn' Erbarmen und würgt mit Wut in einem Augenblick, der göttlichen Vernunft zur Schande, die ganze Hoffnung ganzer Lande und mancher Jahre schönes Glück.

**Hundert Kilometer Bücher.** Es ist zwar sonst nur bei den Neu-reichen üblich, Büchermengen „nach Maß“ zu bezeichnen, aber von der ungeheuren Menge von Büchern, die sich in der größten Bibliothek der Welt, der des Britischen Museums, befinden, gibt doch die Tatsache die beste Anschauung, daß die Regale, nebeneinander gestellt, 100 Kilometer lang sein würden. Die Bibliothek wurde 1753 begründet und erhielt bald durch verschiedene große Sammlungen reichen Zuwachs. Ein imponierendes Bild von der Größe dieser Sammlung gewährt auch der Katalog, der nur eine alphabetische Liste aller Bücher enthält und aus 1500 Folio-bänden besteht. Jeder dieser Bände ist so groß, daß man ihn gerade noch ohne besondere Schwierigkeiten handhaben kann, und die Katalogbände sind auf den beiden Seiten einer Reihe von Bücherregalen eingeordnet, die zusammen 80 Meter lang sind. Der Lesesaal der größten Bibliothek der Welt ist ein gewaltiger kreisrunder Saal mit einer Kuppel, die 106 Fuß hoch ist und 104 Fuß im Durchmesser umfaßt, also nur 2 Fuß weniger als die Kuppel der Peterskirche in Rom. Zur Aufbewahrung besonders kostbarer Werte besitzt das Britische Museum eine Schatzkammer in Hendon, die mit den besten Schutzmaßregeln gegen Einbruch und Feuer angelegt ist. Der jährliche Zugang von Büchern wird mit etwa 100 000 Bänden angegehen.

**Wortrekorde der Dichter.** Einen Rekord hat ein amerikanischer Schriftsteller Hayden Talbot aufgestellt; er hat nämlich ein Lebens-bild des kürzlich verstorbenen Führers der Iren, Michael Collins, das 67 000 Worte lang ist, in einer Woche geschrieben. Dies dürfte wohl die schnellste schriftstellerische Leistung sein, die bisher vollbracht worden ist. Andere Autoren, die auf die Schnelligkeit ihres Schaffens außerordentlich stolz waren, haben es doch entfernt nicht so weit gebracht. Im 18. Jahrhundert wurde die Tat von Dr. Johnson angestaunt, der seinen geistvollen „Rasselas“ im Auf-trage eines Buchhändlers innerhalb einer Woche schrieb. Aber dieses Buch umfaßt wenig mehr als 20 000 Worte. R. A. Stevenson er-klärt es für seine Höchstleistung, wenn er 1000 Worte am Tage schreibt. Der bekannte Romanhändler Jack London, der eine außer-ordentlich große Produktivität entwickelte, schrieb durchschnittlich etwa 1500 Worte täglich während seiner 15jährigen Schriftstelleraufbahn. Dasjenige Buch, das er am schnellsten geschrieben hat, war ein Roman von 120 000 Worten, den er in zwei Monaten vollendete. Mark Twain, der in den Zeiten, da ihn „der Geist gepackt“ hätte, sehr schnell dichten konnte, schrieb drei bis vier Tage hintereinander etwa 4000 Worte täglich; aber er hatte dann seine Besichtigungen schon vorher im Kopf fertig und legte sich nach dieser Anstrengung ein oder zwei Tage ins Bett, um sich zu erholen. Balzac war nicht nur einer der fruchtbarsten, sondern auch am schnellsten arbeitenden Dichter. Er behauptete, seinen Roman „Der Landarzt“ in drei Tagen und drei Nächten in ununterbrochener Arbeit verfaßt zu haben, aber es handelt sich dabei wohl nur um den ersten kurzen Entwurf, denn das Manuskript des abgeschlossenen Romans zeigt das Datum Oktober 1832 bis Juli 1833. Wohl aber scheint es, daß er seinen berühmten Roman „Die Frau von 30 Jahren“ in 14 Tagen geschrieben hat; das würde eine Leistung von etwa 20 000 Worten in der Woche sein. Balzac war ein erstaunlicher Arbeiter, der nicht selten 18 Stunden am Tage hintereinander schrieb. Kein anderer französischer Dichter hat ihn in der Schnelligkeit des Schaffens erreicht. Maupassant brauchte zur Vollendung einer seiner Geschichten von 3000 Worten vier Tage und schrieb so, daß er nicht ein Wort zu verbessern brauchte. Mit seinen Romanen aber wurde er sehr viel langsamer fertig und hat mit dem Stoff oft lange gerungen. Flaubert, der be-kanntlich ein sehr langsamer Arbeiter war, bezeichnete es als seinen „Rekord“, daß er einmal 13 Seiten der „Madame Bovary“ in einem Tage geschrieben habe. Selbst die Kolportage-Romanschreiber, denen man schon eine große Fixität im Hinwerfen ihrer Bücher zu-trauen kann, bringen selten mehr als 30 000 bis 40 000 Worte in der Woche zustande.

**Die seltensten Briefmarken.** Es gehört zu den faszinierendsten Erscheinungen der Sammelleidenschaft, daß für kleine Papierstücken Hunderttausende gezahlt werden. Es sind nun freilich die seltensten Briefmarken der Welt, die solche Riesensummen erzielen, und unter diesen steht, wie wir der Zusammenstellung einer englischen Zeit-schrift entnehmen, die 1-Cent-Marke von Britisch-Guyana von 1856 an erster Stelle. Für diese Marke, von der nur ein einziges Exem-plar existiert, wurde vor kurzem von einem großen Händler der Rekordpreis von 352 500 Frank gezahlt. Wie bei all diesen seltenen Marken waren es eigenartige Umstände, die die Entstehung des Postwertzeichens bedingten. In dem genannten Jahr hatte die Postverwaltung von Britisch-Guyana großen Mangel an Briefmarken und mußte daher gelegentlich ihren eigenen Bedarf drucken, da die Sendungen aus England ausblieben. Bei der Herstellung der seltensten Marke der Welt wurden gewöhnliche Druckerwärme und Druckertypen verwendet, und als Schmutz benutzte man das Bild eines Segelschiffes, das am Kopfe des Schiffsahrtsteiles der „Demerara-Zeitung“ gelegentlich erschien. Die kostbarste Marke ist demnach eine der rohesten und am schlechtesten gedruckten, die je er-schienen sind; aber das nimmt ihr nichts von ihrem Wert im Auge des Sammlers. Die Marke wurde damals in zwei Werten ausge-geben, und auch die 4-Cent-Marke ist sehr selten; es wurden kürzlich für ein Exemplar 200 000 Frank gezahlt. Eine andere Seltenheit allerersten Ranges ist die „Mauritius Post Office 1 Penny und 2 Pence“. Die Insel Mauritius gab im Jahre 1847 zwei Brief-

marken aus, eine rote Penny-Marke und eine blaue 2-Pence-Marke. Sie wurden gezeichnet und gestochen von einem Uhrmacher, und 500 Exemplare jedes Wertes wurden ausgegeben. Von diesen 1000 Briefmarken sind nur noch 22 bekannt, und sie befanden sich alle in den Händen der führenden Sammler. Wenn eine solche Marke auf den Markt käme, würde ihr Preis ebenfalls in die Hunderttausende gehen. Sehr große Raritäten sind auch die 81-Paras-Marken „Moldavia, 1858“. Es ist dies die seltenste aus einer Serie von vier verschiedenen Ausgaben, die damals in Rumänien erschienen. Die 98-Paras-Marke ist fünfmal so selten wie die 108-Paras-Marke; die letztere wurde vor einiger Zeit für den Preis von 1128 Pfund Strig. verkauft, während man den Wert der „81“ auf mindestens 5000 Pfund schätzt; es sind nur 27 Exemplare bekannt. Unter den teuersten Marken befindet sich auch die „Hawaii 1851, 2 Cents blau“. Alle frühen Ausgaben von Marken der Sandwich-Inseln, wie sie gewöhn-lich genannt werden, sind selten, aber die 2-Cents-Marke hat den höchsten Wert, weil der größte Teil der Ausgabe durch ein Feuer im Postgebäude von Honolulu zerstört wurde; ein Exemplar würde bei einer Versteigerung wenigstens 3000 Pfund bringen. Die seltenste unter den südafrikanischen Marken ist die des Kays der guten Hoff-nung von 1861; zwei „Fehler“ machen ihren besonderen Wert aus. Beim Druck der 4-Pence-Werte geriet nämlich zufällig der Penny-Wert auf je eine Marke der Markenblätter, so daß unter den blauen 4-Pence-Marken sich immer eine mit 1 Penny befand. Ein unbe-nutztes Exemplar dieses Fehldruckers ist heute 200 Pfund wert, und wer noch eins befäße, würde ein stattliches Vermögen dafür erhalten.

**Woher kommt das große Zeitungsformat?** Lange Zeit, und zwar noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein, hatten die Zeitungen ein kleines Format und waren nicht größer als ein Buch. Zum erstenmal waren es die Londoner „Times“, die ihr Format wesent-lich vergrößerten, und zwar um die Stempelsteuer zu sparen, die nach der Zahl der Bogen und nicht nach der Größe berechnet wurde. Im März 1829 konnte man in deutschen Blättern lesen: „Die Riesen-Zeitungsblätter finden sich jetzt bei den „Times“. Um dem Stempel zu entgehen, der für jede Ausgabe gegen 70 Pf. beträgt, geben sie keine Anlagen mehr, sondern einen Bogen, mag er werden, wie er will. Der am 19. Januar hatte vier Fuß in der Länge und über zwei Fuß in der Breite, enthielt 88 Spalten und gegen 150 000 Worte, in jedem Falle ebensowohl als alle Pariser Zeitungen in einem Tage geliefert haben.“ Das angegebene For-mat beträgt etwa 124 x 62 Zentimeter, während in Deutschland das größte Zeitungsformat 82,5 x 46,5 Zentimeter ist, das schon als sehr unhandlich bezeichnet werden muß.

## Naturwissenschaft

**Gold im Rhein.** Sehr lange bestand am Rhein zwischen Basel und Mainz die Übung, Gold aus Sanden zu waschen. Das Gold findet sich in den kiesig-sandigen Aufschüttungen des Rheintales als feinste messinggelbe ründliche Plättchen von etwa 0,5 zu 0,7 Milli-meter, höchstens 1 Millimeter Größe und etwa 0,1 Millimeter Dicke, also in Flitterchen, deren 20 000 aufs Gramm gehen. Unterhalb Basel sind sie eine Spur größer, gegen Mannheim zu kleiner. Die reichsten Goldgründe liegen zwischen Nehl und Dachstaden, nament-lich beim Dorfe Helmlingen. Wahrscheinlich haben die Kellen schon das Goldwaschen betrieben; im Mittelalter war es bei den Franken in großer Blüte, ebenso im Badischen um die Mitte des letzten Jahr-hunderts, und noch heute leben an den Rheingebirgen Leute, die in ihrer Jugend dieser Arbeit nachgegangen sind. Seit der letzten Jahr-hundertwende ist sie aber restlos eingestellt, denn Ertrag warf sie nicht mehr ab. Es verlegte sich daher auf das Goldwaschen im all-gemeinen nur, wer nichts Besseres zu tun hatte, ebenso wie der Bauer oder seine Familie dieser Arbeit nachging, wenn Fischerei, Feld und Wald der Hände nicht beburten, oder wenn besonders günstige Verhältnisse lockten. Um einigen Vorteil wenigstens zu haben, wartete man meist die Beihülfe der Natur ab, die durch Hoch-wasser reichere „Goldgründe“ ansammelte oder bloßlegte.

## Erdkunde

**Erforschung der Wüste Gobi.** Das amerikanische Museum für Naturgeschichte hat sich wieder großer Anwendungen zu erfreuen, deren Höhe europäische Institute weidlich machen kann. John D. Rockefeller junior hat 1 Million Dollar gespendet, das ist die größte Schenkung, die je in den Besitz des Museums gelangt ist. Ferner hat ein führender New Yorker Bankier, George F. Baker, eine viertel Million gestiftet, wozu noch weitere Spenden von anderen kommen. Das Museum ist dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur seinen belehrenden Zielen im weitesten Umfange gerecht zu werden, sondern auch Geld zur Vergrößerung seiner Samm-lungen auszugeben. In diesem Jahre noch soll eine Forschungsreise amerikanischer Gelehrter sich nach der mongolischen Wüste begeben; für diese Reise werden jetzt speziell konstruierte Wüstenautomobile gebaut. Man darf, wenn die Reise Ergebnisse zeitigt, diesen mit Interesse entgegensehen. Das Innere Asiens ist besonders für Archäologen und Paläontologen noch ein ganz jungfräuliches Gebiet. Ueber die Menschenrassen und Völker, die früher dort gehaust haben, ihre Entwicklung, ihre Wanderungen und ihre allmählich steigende Kultur wissen wir noch so gut wie gar nichts, wie ja auch das Ge-schichtliche noch sicher ins Dunkel gehüllt ist, denn die chinesischen Annalen sind nicht immer zuverlässig.